

Ueber den Kalender-Aberglauben und Kalender-Unwesen.

Von

Prof. ANT. RITT. v. PERGER.

Vortrag, gehalten am 7. December 1870.

Der Mann der Naturwissenschaft hat sich daran gewöhnt, Alles zu ordnen, Alles einzutheilen und so classificirt er auch in folgender Weise: Glauben heisst: nicht wissen, denn dieses Glauben beruht mehr auf der Phantasie als auf Kenntnissen und lehnt sich sehr behaglich an sogenannte Autoritäten, die ihm das Selbstdenken ersparen. Aus diesem gemüthlichen Glauben — fährt der Naturforscher fort — entspriessen nun zwei Ausläufer, nämlich der Unglaube und der Aberglaube. Der Unglaube wurzelt in der gänzlichen Nichtachtung jener Autoritäten und ist daher in jeder Rücksicht verneinend. Der Aberglaube hingegen ist das Lieblingskind des Glaubens, das mit besonderer Mütterlichkeit gehegt und gepflegt wird, bis es in die Nebel und Wolken aufsteigt und sich völlig in das Urtheilslose verliert.

Und doch ist das Reich dieses Aberglaubens so gross und seine Macht so ungemein verbreitet! —

Der Aberglaube gehört mit zu den grössten Bequemlichkeiten des Lebens, denn er erspart viel Lernen,

noch viel mehr Denken und alles und jedes Beurtheilen. Der Aberglaube ist auch sehr friedfertiger Natur, denn er lässt sich Alles gefallen und weiss andererseits wieder in viele Dinge eine Wichtigkeit zu legen, an die eben der Denker niemals denken würde.

So weit nun auch das Bereich des Aberglaubens ausgedehnt sein mag, wir haben es hier nur mit einem seiner Bezirke zu thun, den wir etwas näher zu beleuchten suchen werden, nämlich mit jenem Aberglauben, der in den Kalendern sein Unwesen trieb und grösstentheils noch heute treibt.

Wir Alle, die wir lesen können, haben und benützen Kalender, und selbst für jene, die nicht lesen können, ist in dieser Hinsicht väterlich gesorgt, denn es werden noch immer die sogenannten Bauernkalender gedruckt, in denen die Festtage, die Heiligen, ja sogar das Wetter durch typische Holzschnitt-Figuren dargestellt sind, mit einem Worte es gibt kein Druckwerk, das eine so allgemeine Verbreitung fände als — eben der Kalender.

Die Kalender bringen uns die Eintheilung des Jahres, der Monate und Wochen und zeigen uns die Reihenfolge der Tage.

Die ältesten handschriftlichen Kalender aus früheren Jahrhunderten waren nur einfache Tabellen mit der Angabe der kirchlichen Feste. Erst später wurden von den Mönchen die Namen der Heiligen beigefügt, mit denen man so lange fortfuhr bis man endlich die

nöthigen 365 beisammen hatte und das Jahr damit ausgefüllt war.

Nach der Erfindung der Buchdruckerei erschienen die ersten gedruckten Kalender ebenfalls noch in Form einer Tabelle, wie unsere heutigen Wandkalender.

Bald jedoch ging die kaufmännische Speculation weiter, man fügte dem an und für sich etwas trockenen Kalender allerlei bei, was die Leute kauflustig machte und so erschienen als kostbare Zugaben die Loostage, die Bauernregeln, die Aderlassmännlein, die Einflüsse der Planeten, die Wetterprophetiezeichnungen, die ärztlichen, häuslichen und technischen Recepte und zuletzt auch sogar die Nummern, die in den Ziehungen des ganzen Jahres gehoben werden sollten. Dinge die grösstentheils in jenen Tagen an das Licht kamen, in denen die Astrologie, die Alchymie, die Chiromantie, die Aeromantie, Rhabdomantie u. s. w. gewissermassen als die Kronen des Wissens galten, die sich aber, ehrlich gestanden — alle auf die grosse Theorie der Dünste basirten!

Man hat den Griechen der Vorzeit nachgerühmt, dass sie die ganze Natur zu beleben wussten; da wohnten in Quellen die Nymphen, in den Bäumen die Dryaden, in den Bergen die Oreaden u. s. f., aber so hoch verstieg sich die Einbildungskraft der Griechen doch nicht, wie bei dem unübertrefflichen Helmont in seinem Werk von der magnetischen Heilung der Wunden, in welchem er auch den Steinen und anderen leblosen

Dingen Gefühl und Phantasie beilegt. Kaum traut man seinen Augen, wenn man bei ihm liest:

„Wenn sich der Magnet nach dem Pol richtet, so muss er diesen Pol kennen, denn sonst könnte er sich irren. Hält man der Magnetnadel aber Eisen hin, so vergisst sie den Pol und wendet sich zum Eisen. Der Magnet muss daher mit einer gewissen natürlichen Phantasie begabt sein.“ — „Die Phantasie des Bernsteins“ — heisst es weiter — „zieht Stroh an und wer sich mit einem Fell vom Vielfrass zudeckt, träumt von Mahlzeiten, denn die Phantasie des Felles geht in die Phantasie des Gehirnes über.“

Aber solche Dinge waren es, die damals „packten“ und das Publicum verblüfften. Erst später traten die Astronomen dem Geschäfte des Kalendermachens bei und die Kalender wurden verständiger, besser und wichtiger, allein — die Wetterregeln u. s. w. mussten doch noch dabei bleiben, und zwar bis heute! — Da vom Kalender-Aberglauben ein sehr reicher Schatz vorliegt, mit dem man selbst wieder einen ganzen Kalender füllen könnte, ist man unwillkürlich genöthigt, abermals eine Art systematischer Eintheilung vorzunehmen, und so sei denn zuerst vom Mond, dem Trabanten unserer Erde, hierauf von den Planeten und Cometen und dann von den Himmelszeichen gesprochen, worauf später von den wundervollen Recepten und zuletzt von den Bauernregeln die Rede sein soll. Leider aber ist die uns hier gegönnte Zeit so kurz, dass wir alle jene „hochwichtigen Gegenstände“ nur im Vorüberfluge berühren können, da

jeder einzelne derselben eine Besprechung von mehreren Stunden zuliesse. Auch wollen wir uns nicht eben in grosse Widerlegungen einlassen, da die Anführung der Thatsachen schon an und für sich die naturwissenschaftlichen Gegensätze herbeizieht, oder vielleicht gar nicht einmal nöthig macht.

Der gute Mond, der so gelassen auf alles Weise und Thörichte herabsieht, was auf unserer Erde geschieht, muss sich von denen, die zu ihm hinaufblicken, gar manches Wunderliche gefallen lassen. Dass der Mond, der bald als die Leuchte der Liebenden, bald als die Wohnung des bleichsüchtigen, furchtbaren Mondmannes betrachtet wird, einen Einfluss auf die Witterung nehme, wollen wir nicht in Abrede stellen, besonders wenn er in seiner grössten Erdnähe ist, wo er einen wachsenden oder abnehmenden Druck auf unsere Atmosphäre ausübt, ob er jedoch wie in sehr vielen Kalendern zu lesen ist, der eigentliche Wettermacher unserer Erde sei, wollen wir nicht so ganz genau anerkennen, da auf der von uns bewohnten Erdoberfläche wohl hauptsächlich tellurische, magnetische, elektrische u. a. Einflüsse die Hauptmotoren bei den Veränderungen des Wetters sein dürften.

Anfangs, als man glaubte, die Erde habe die Form eines Tellers und schwimme wie ein solches auf dem Weltmeer, hatte man auch die Idee, dass überall auf dieser Scheibe auch die gleiche Witterung sein werde, seit wir aber den Telegraphen haben, können wir erfahren, dass es in einer und derselben Stunde in Linz

regne, in Salzburg schneie und dass in Graz der angenehmste Sonnenschein sei, während hier in Wien der Wind bei umwölktem Himmel durch die Strassen braust und den Staub aufwirbelt. Der Mond müsste also für jede dieser Städte ein eigenes Wetter gebraut haben, was seiner Geschicklichkeit denn doch nicht ganz zuzutrauen wäre, abgesehen davon, was an demselben Tage in Asien, Afrika, Amerika und Neuholland für eine Witterung sei, bei welcher nach der früheren Annahme der Mond denn doch auch sein Wort darein zu reden hätte.

Nicht uninteressant ist es, die Einwirkung der Mondesviertel nach der Angabe verschiedener Kalenderautoren zu vergleichen. So verkündet der „Wiener Communal-Kalender den Mai 1870 als anfangs veränderlich und öfter mit Regen wechselnd — dann heiter, mit warmen Tagen und kühlen Nächten, dann Gewitter und Regengüsse und zuletzt warmes Wetter und Regen.

Der „Krippenkalender“ hat dagegen ganz andere Nachrichten vom Monat Mai. Dieser beginnt hier windig und rauh, wird dann schön und warm, und endet mit Reif, kaltem Regen und trüben Tagen; also beinahe ganz das Entgegengesetzte von dem Vorigen. Wenn aber gerade irgend ein Kalender zutrifft, dann sagt der Besitzer desselben: Ja, mein Kalender! Mein Kalender ist der einzige, der den Nagel auf den Kopf zu treffen weiss.

Je mehr man aber solche Kalender vergleicht, desto deutlicher stellt sich die volle Haltlosigkeit dieser

Prophezeier dar und desto unbegreiflicher wird es, dass derlei ganz in's Blaue niedergeschriebene Dinge wirklich noch so viele andächtige Gläubige finden.

Der Mond, der auch die „Zierde der Nacht“ und „der Vater des Thaues“ genannt wird, besitzt aber noch ganz andere wunderbare Einflüsse, denn er ist nach der Angabe der geprüftesten Sachverständigen kalt und feucht. Daher sind auch die Menschen, die unter seinem Zeichen geboren wurden, unbeständig und zeigen eine grosse Lust zum Reisen. Die Luna — heisst es ferner — herrscht über das Hirn, über das linke Auge des Mannes und über das rechte der Frauen, so wie über die linke Seite des Leibes, sie ist die eigentliche planetarische Gebieterin der Königinnen, Fürstinnen, Wittwen und Frauen!! — Und vermuthlich sagt auch nur deshalb der Graf von Savern im Fridolin:

„Soll ich auf Weibertugend bau'n
Beweglich wie die Well'?“ —

Der Mond beherrscht von den Tagen den Montag, von den Metallen das Silber, von den Thieren die Eulen, Gänse, Hasen, Frösche und Fische, und von den Kräutern sind ihm der Salat, die Gurken, die Kürbisse und die Zwiebeln zugetheilt.

Da wurde wohl die Sonne weit edler bedacht, ihr ist der Sonntag und das nie rostende Gold geweiht, sie liebt von den Thieren den Löwen, das kriegerische Pferd, den Adler und den schlanken Hirsch und schätzt von den Pflanzen besonders die Eiche, die Esche, den

Wein und die Sonnenblume, die sich immer nach ihr wendet.

Der alte Saturn hingegen ist trocken, sauer, giftig, von Farbe schwarz und überhaupt ein Verderben der Natur! Auch ist ihm ein sehr achtbares Gefolge von Thieren beigegeben, nämlich der Wolf, der Esel, der Rabe, der Uhu und, was besonders merkwürdig ist, auch das lästigste der Thiere, die Fliege, die selbst Kaiser Carl V. Nase nicht schonte. Von den Bäumen gefällt dem Saturn die düstere Cypresse und die traurige Weide, und von den Pflanzen der Nachtschatten, das Bilsenkraut, der Schierling, die Tollkirsche und der Eisenhut, wahrlich eine Gesellschaft von Giftkräutern, die kaum erlesener sein könnte.

Der Mars seinerseits ist roth, bitter und heiss. Ihm sind Eisen, Pech und Schwefel zugetheilt, seine Thiere sind der Bär, der Tiger, der Geier und der Habicht, und seine Pflanzen die Distel, die Nessel und die Wolfsmilch, ebenfalls eine sehr liebenswürdige Versammlung.

Mercurius ist sauer und grau, ihm ist jenes Metall gewidmet, welches seinen Namen führt und schon so viel Unheil unter den Menschen angerichtet hat — und von den Thieren stehen besonders der Fuchs und der Affe unter seiner Leitung. Der königliche Jupiter hat eine blaue Färbung und einen süßen Geschmack. Er liebt nur gehorsame und dienstbare Thiere wie das Schaf und das Rind, und ebenso nur fruchte tragende Bäume, wie den Kirsch- und Mandelbaum;

doch hat er sich, wie ein jeder weise Regent, auch die strafende Birke beigelegt.

Die Venus endlich — „wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ — sagt Faust — ist grün und duftet wie Salbei. Ihre Lieblingsthiere sind die liebebegehrenden Tauben, die Pfauen, die Hänflinge und Spatzen, dann der selbstgefällige Schwan und die geschwätzige Elster. Von den Blumen beschützt sie vor allen die Rose, dann die Lilie, die Hyazinthe und die Orchideen. Die Venus ist der anmuthigste der Planeten und eigentlich der Stern der gefühlvollen Herzen.

Betrachtet man dieses Verzeichniss, welches sich in alten Kalendern und den sogenannten „Praktiken“ so häufig und mit mancherlei Varianten findet, so kann man wohl mit Horatio, dem Freunde Hamlet's, sagen: „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode“. — Und dieses scheinbar Methodische mag es auch sein, was die Leute glauben machte, dass hier irgend eine tiefe Wahrheit dahinter stecken müsse.

Von den Planeten zu den Cometen ist kein grosser Sprung, allein was wäre von diesen Schreckensboten nicht alles zu sagen! Wie viele Bände müssten wir in die Hände nehmen, um nur das Nöthigste von diesen herumirrenden Sternen, den Vagabunden des Himmels, anzuführen. Zum Glück jedoch findet sich im *Simplicissimus**) eine Stelle, die uns jener grossen

*) Des abenteuerl. Simpl. ewig wählender Kalender. Nürnberg 1670. 4. — von J. J. Ch. v. Grimmelshausen.

Mühe vollkommen überhebt, indem sie alles in sich fasst, was je über diese herrlichen Erscheinungen des Himmels gefabelt wurde. Sie sagt, dass die Cometen bedeuten:

„Viel Fieber, Krankheit, Pest und Tod,
Schwere Zeit, Mangel und Hungersnoth,
Grosse Hitz', dürres Land, Unfruchtbarkeit,
Krieg, Brand, Raub, Mord, Aufruhr, Hass, Neid und Streit,
Frost, Kälte, Sturm, Wind, Wetter und Wassernoth,
Viel hoher Herren Untergang und Tod,
Feuersnoth, Erdbeben an manchem End'
Und grosse Veränderung im Regiment.“

Wahrhaftig, genug des Vergnüglichen, nur setzt Simplicissimus selbst in einer Note gelassen hinzu: „Es sterben aber auch sehr hohe Herrn ohne Cometen.“

Uebrigens veranlassen die Cometen mitunter auch heitere Scenen, so fürchteten sich im Jahr 1454 die Türken vor dem damaligen Cometen und glaubten, dass die ganze Christenheit gegen sie aufstehen würde und im Jahr 1556 fürchteten sich wieder die Christen und glaubten, den Türken unterliegen zu müssen; allein weder die einen noch die andern hatten in der That grossen Schaden zu leiden und waren sogar abwechselnd siegreich. Mit diesen Vorhersagungen ging es also, wie der Herr Pfarrer von Hammelsdorf meinte: „Nutz's nichts, so schadt's doch auch nicht“, und diese hochweise Regel scheinen auch die Kalendermacher zu benützen, wenn sie u. a. zu jedem Tag auch noch das betreffende Himmelszeichen setzen, was ebenfalls jetzt noch in den meisten Kalendern zu finden ist.

Diese zwölf Himmelszeichen wurden von den Astrologen in vier Gruppen gereiht, welche man Trigone nannte. So bildeten der Krebs, der Scorpion und die Fische das „stumme Trigon“, weil diese Thiere keinen Laut hervorbringen können. — Stier, Wassermann und Steinbock, bildeten das Trigon der Melancholie; Widder, Löwe und Schütze, das cholerische Trigon; und die Zwillinge, die Wage und die Jungfrau, galten als Trigon der Schönheit. Man kann daher bei der Wahl eines Tages zu irgend einer Reise oder einem andern Unternehmen auf die demselben im Kalender beigetzten Himmelszeichen genaue Rücksicht nehmen. Allein nicht nur die Tage, sondern auch sogar die Städte wurden unter verschiedene Himmelszeichen gestellt, so steht unser Wien unter der Wage, Linz unter dem Löwen, Klagenfurt unter der Jungfrau, Villach unter den Zwillingen und Salzburg unter dem Wassermann *).

Diese 12 Himmelszeichen, die man auch selbst mit dem grossen Herschel'schen Teleskop vergeblich am Firmament aufsuchen würde, weil sie etwas nur Gedachtes sind, das man lediglich zur Eintheilung des Zodiacus erfand, nahmen ebenfalls Einfluss auf die meteorologischen Erscheinungen unserer Erdoberfläche. So liest man in des Stöckelius „Prognosticon astrologicon“ (Nürnberg 1612):

„Der Mai wird sich auch anfänglich ungewitterlich anlassen, denn Mercur geht mit dem Gürtel des Orion

*) Simplic. 6—10.

und mit der rechten Schulter desselben unter, wie denn auch den folgenden Tag der Schütze der Sonne entgegeneilt (?) und mit dem Auge des Stiers und dem Sirius untergeht.“

Ist das nicht, als hörte man jemanden auf dem delphischen Dreifuss sprechen?

Aber noch immer nicht genug. Diese — gedachten — Himmelszeichen übten auch eine grosse Macht über den Donner aus und führten gerade in dieser Beziehung die bedeutendsten Folgen nach sich; denn donnert es:

im Zeichen des Widders — so kommt grosser Schrecken
unter die Menschen,
„ „ des Stieres — so erscheinen Heuschreckenschwärme,
„ „ der Zwillinge — so kommen Krankheiten,
„ „ des Krebses — so werden die Kühe siech,
„ „ des Löwen — so werden Könige betrogen,
„ „ der Wage — so entwickelt sich ein Krieg,
„ „ des Scorpions — so entsteht Hungersnoth,
„ „ des Schützen — so wird eine grosse Bewegung im Land,
„ „ des Steinböcks — so stirbt ein König,
„ „ der Wassermannes — so fallen Seegefechte vor, und
„ „ der Fische — so stirbt irgend ein mächtiger Herr.

Merkwürdig ist es aber, dass bei all diesen Prognostiken nur Unglück und auch nicht das mindeste

Gute oder nur Angenehme vorkommt. Es galt also den Verfassern dieser „Praktiken“ nicht um Belehrung, sondern man wollte nur Furcht und Schrecken einjagen um den Geist des Volkes so viel als möglich gefangen zu halten und dessen Säckel ergiebig ausbeuten zu können.

Grellois in seiner *Météorologie religieuse* (Metz, 1870 p. 244) führt an, dass der St. Donatus der eigentliche Gewitterheilige sei und zwar gelangte er zu dieser Ehre auf folgende Weise:

Man hatte im J. 1649 in der Kirche oder in der Gruft zu Sta. Agnese zu Rom die Gebeine des h. Donat aufgefunden und führte sie im J. 1752 nach Münster. Heinrich Heerde war der Anführer des langen Zuges, den viele fromme Seelen begleiteten. Als die Procession in Eukerken angekommen war und für St. Donat eine Morgenmesse gefeiert werden sollte — entstand plötzlich eine tiefe Dunkelheit am Firmament, wie auch in diesem unserem Jahre 1870 zu Rom im Sanct Peter, es blitzte fürchterlich, der Donner begann zu rollen und zu dröhnen und schien nicht aufhören zu wollen. Bei dem „missa est“ geschah aber ein so entsetzlicher Schlag, dass die ganze Kirche wie in Feuer stand und Steine von den Mauern herabflogen. Alle Anwesenden waren bis zum Tod entsetzt, nur Heinrich Heerde hielt Stand, obwohl sogar auch sein Messkleid vom Blitz versengt war. Er hatte Besinnung genug, zu wissen, dass auch das schwerste Gewitter doch einmal aufhören müsse und flehte fortwährend die Gebeine des St. Do-

natus an. Als nun das Unwetter wirklich hinabgezogen war, hatte niemand anders als der Heilige Kirche und Menschen gerettet und galt von da an als Schirmherr gegen Blitz und Donner, während später der naturkundige Benjamin Franklin zu ähnlichem Zweck den Blitzableiter erfand, der aber nicht blos in katholischen Ländern seine Wirkungen ausübte.

An diesen St. Donat richtete man später folgende Bitte:

„St. Donat, heb' deine Hand in die Höh',
Und bewahr' uns vor zu schwerem Schnee,
Verbann' den Sturm gar weit hindanh,
Auch keinen Hagel lass heran.
Vor Ueberschwemmung schütz' uns Du,
Und schliess' dem Blitz die Wolken zu,
Den Donner magst Du lassen krachen,
Denn der kann nichts als Lärmen machen.
Wir fleh'n Dich gegen das nur an,
Was Noth und Schaden machen kann.“

Der Hagel ist für den Landmann wohl eine der gefürchtetsten Erscheinungen, da er in wenigen Minuten die Mühen und Hoffnungen eines ganzen Jahres dahin rafft. Wir finden daher in den älteren Kalendern so manche Sprüche für das Fernhalten desselben, die vielleicht auch nur mehr getröstet als genützt haben und wahrscheinlich dieselbe Wirkung hatten, wie das Geschrei der Indianer, die bei einer Mondesfinsterniss den bösen, verfinsternden Geist durch ihr Geheul davon jagen wollen. Nicht uninteressant ist aber, wie Julian von Samothrake in seiner „wahrhaften Geschichte u. s. w.“

die Entstehung des Hagels erklärt. Er sagt nämlich sehr naiv, dass es im Mond weder Quellen noch Brunnen gebe, dass aber die Bäume fortwährend mit Eis belastet seien. Entsteht nun ein Sturm im Mond und fährt der Wind durch die Zweige, so stürzen die Eiskörner als Hagel auf die Erde nieder und zerstören durch ihren hohen Fall alles, was sie treffen. „Von wannen kam ihm diese Wissenschaft?“

Wie es zur Zeit der Lateiner überhaupt mit den Naturwissenschaften aussah, davon gibt uns auch Palladius Kunde, denn er rath als Schutz gegen den Hagel Stücke von dem Felle eines Seekalbes an verschiedene Stellen der Felder auszulegen! Und dieses Mittel ist ihm bis in die neuere Zeit treulich nachgeschrieben worden*).

Wie sehr der Kalender, der doch eigentlich rein naturhistorischen, oder rein astronomischen Inhaltes sein sollte, missbraucht wurde, geht ferner auch daraus hervor, dass man selbst dessen einzelne Tage zu Absurditäten benützte und ich kann mir nicht versagen,

*) Ich kann hier eine merkwürdige Stelle aus den Capitularien Carls des Grossen nicht übergehen, er verbietet nämlich, gleich einer Heiligthumschändung, den Gebrauch, gegen den Hagel lange Stangen aufzurichten, an deren Spitzen Zettel mit geheimnissvollen Zeichen befestigt waren. Die Aufrichtung von Stangen gegen den Hagel war also schon im neunten Jahrhundert bekannt, obwohl sie vor mehreren Jahren als eine neue Erfindung angegeben wurde.

einige Stellen aus einem alten Calendarium anzuführen die ein lebhaftes, wenn nicht etwa ein heiteres Zeichen davon geben. So ist z. B., wie der Verfasser jenes Kalenders genau wissen muss,

am 1. Jänner Caspar, einer der drei Weisen aus dem Morgenlande, gestorben :

am 3. Jänner sprach der Herr mit dem samaritanischen Weiblein am Brunnen;

am 9. Jänner (1472 J. vor Chr.) hat Bileams Eselin gesprochen;

am 3. Februar (596 J. vor Chr.) ist Nabuchodonosor von Sinnen gekommen und lief in den Wald hinaus, wo er sieben Jahre lang Gras frass wie ein Ochs;

am 26. Februar (543 J. v. Chr.) hatte Ezechiel die Erscheinung der vier Thiere;

am 24. März hat der Erzengel Michael den Drachen besiegt und in die Hölle gestürzt;

u. s. w. u. s. w. — Was sind da die Aberrationen aller Sterne des Himmels dagegen! Aber diese bis an die äussersten Gränzen gehenden Sonderlichkeiten gehören mit in die Culturgeschichte, sie bilden eine Schattenseite und (wie die Geschichte des Irrsinnes) das Gegenstück von der Geschichte der leider nur sehr allmählig fortschreitenden Bildung des menschlichen Verstandes.

Wir haben aber noch einer anderen Abenteuerlichkeit der älteren Kalender zu erwähnen, nämlich des Aderlassmännleins, welches einst von höchster Wichtigkeit war und in der „Practika“ durchaus nicht

fehlen durfte. Die Weisheit der Aerzte und Quacksalber des XVI. Jahrh. hatte nämlich aufgefunden, dass das Aderlassen im Frühling die absoluteste aller absoluten Nothwendigkeiten sei, und wussten die Sache so geschickt hinzustellen, dass Jeder Krankheit, Siechthum und Tod fürchtete, wenn er nicht zur Ader liess, wodurch die Bader reichliches Aderlassgeld oder die sogenannten „Lassgröschlein“ einsackten. Die Bauern standen in ganzen Scharen vor der Bude und warteten, bis die Reihe des „Lassens“ an sie kam. Die Soldaten mussten bei Prügelstrafe „lassen“ und für die Damen waren die „Lasstage“ zugleich Tage der Feierlichkeit, denn sie empfingen dann höfische Besuche, welche sich auf das Angelegentlichste um das Befinden der Patientin erkundigten, eine Sitte, die sich noch bis zu dem Anfang unseres Jahrhunderts getreulich erhielt. Aber auch selbst hier konnte es nicht bei dem Einfachen und Natürlichen bleiben und vor allem mussten wieder die Gestirne und die Tage in Betracht gezogen werden. Die Aderlassmännlein zeigten nun an, an welchem Tage und unter welchem Zeichen am linken oder rechten Arm, am Hals, am Fuss, an der Hüfte u. s. w. „gelassen“ werden müsse, und neben dem Männlein standen nun die nöthigen Erläuterungen und die bedeutsamen Warnungen gedruckt, und auch hier finden wir den Hauptzweck der Anstifter verfolgt, nämlich durch Furcht und Aengstigung des Volkes für ihre Taschen zu sorgen. So lesen wir in dem schon erwähnten *Simplicissimus* (p. 218): dass wer am 17. Jänner zur Ader lässt, blind wird,

wer am 23. Febr. „lässt“, Krämpfe bekommt,
 wer am 3. und 25. Juli „lässt“, das Gedächtniss ver-
 liert, u. s. f.,

so dass man zuletzt über derlei Thorheiten ärgerlich werden könnte, wenn man nicht etwas demokritische Heiterkeit in seinen Adern fühlte. Dank den Fortschritten der Naturwissenschaft, dass diese Blutabzapfungen ihr Ende gefunden haben und seitdem ist auch das Aderlassmännlein hingesunken zu andern, hoffentlich nie wieder aufstehenden Todten!

Soll ich, nachdem ich Ihnen schon so manches des Wunderlichen und Abenteuerlichen vorführte, wirklich auch noch von den reichlichen Kalender-Recepten sprechen? — Und doch mag es geschehen, sei es auch nur, um der Sonderlichkeit allenfalls die Krone aufzusetzen; übrigens will ich aber so kurz sein als möglich. Es gibt einige recht hübsche Recepte in den alten Kalendern, z. B. dass Rosmarin in den Trank gelegt, den Menschen „unglaublich lang“ jung erhält, ein Mittel, das gewiss schon tausendfach in Anwendung gekommen sein würde, wenn es auch nur die Hälfte der Wahrheit für sich hätte — oder: dass es ausserordentlich heilsam sei und sehr angenehme Träume hervorbringe, wenn man im Sommer sein Lager mit frischgepflückter Frauenmünze, Salbei und Betonien bestreue; selbst das lassen wir uns noch gefallen, dass man einem Schmarotzer Teller, Löffel, Gabel und Messer mit dem Saft des Tausendguldenkrautes salbe, so dass er vor lauter Bitterkeit nichts geniessen kann; wir wollen ferner noch glauben,

dass neun Wachholderbeeren, bei nüchternem Magen genommen, die Verdauung und das Gehirn stärken, die Brust reinigen und eine helle Stimme machen — aber aus den Blättern der Melde (*Atriplex*) Frösche zu erzeugen, oder das Glas mittelst Wasser von Liebstöckel (*Levisticum*) so weich zu machen, dass man es in Formen drücken kann, oder das Eisen mittelst Regenwürmern, Senfsamen und Rettigsaft zu Stahl zu härten — lauter Recepte, die uns der hochweise, schon genannte *Simplicissimus* angibt — das, glaube ich, geht doch über den jetzigen Stand des Wissens etwas zu weit hinaus, als dass man es so geradezu glauben und versuchen dürfte.

Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit wurden in jenen Recepten jedoch die Haare bedacht — die ausschliesslich nur zu jener Zeit, in welcher Männlein, Weiblein und Kindlein Perücken trugen, in den Hintergrund gestellt blieben. Das Haar ist allerdings eine der schönsten Zierden des Menschen, aber leider wird es bei Manchem nach und nach zu wenig, und hier sollten also Recepte nachhelfen. Da wurden nun Weidenasche, Zwiebelsaft, Brennesselsamen, gebrannte Fuchsleber, Kukuksblut und weiss der Himmel was noch alles, anempfohlen, so zwar, dass die Hexenküche im *Macbeth* dagegen nur ein eitel Ding zu nennen ist. Eben so wichtig war aber auch das Schneiden der Haare; es durfte nur im zunehmenden Mond geschehen, und zwar nur in den Zeichen der Jungfrau und des Löwen, weil die erste selbst ein bis zu den Füßen wallendes Haar besitzt und der

zweite mit seinen stolzen Mähnen geschmückt ist. Sollte sich aber Einer das Haar stutzen lassen wollen, bei dem es bereits im Abschiednehmen begriffen sei, so wage er es ja nicht, ausser wenn der Mond im Zeichen des Widders steht, denn der Widder ist von allen Thieren mit dem reichsten, lockigsten Vliess begabt. Selbst das abgeschittene Haar durfte man nicht leichtsinnig wegwerfen oder „unvertrauten“ Leuten überlassen, die dann damit manchen bösen Spuk machen konnten, sondern es war am besten, dasselbe in einem hohlen Weidenstrunk zu verbergen und mit Steinen zu bedecken, oder es an einen „gesunden Ort“ zu vergraben und etwas dazu zu legen, wodurch der Haarwuchs angeregt wird.

Findet man in den Märchen von „Tausend und eine Nacht“ wohl mehr Phantasie als in allen diesen „blühenden Einbildungen“? Wohl kaum, nur sind jene Märchen durchaus poetisch, sie entspringen aus dem Licht der Seele, während alle diese Erzeugnisse des XVII. Jahrh. aus dem Dunkel des Nichtwissenwollens emporbrodelten und man immer in ihrem Hintergrund den entsetzlichen Hexenhammer zu erblicken glaubt. Allein eben diese Nacht des Erebus war es, durch welche die Aufklärung nothwendigerherbeigeführt werden musste, und eben darum ist es wichtig, alle diese Phantome in culturhistorischer Beziehung kennen zu lernen.

Doch nun zum Schluss, zu den hochgeachteten, ganz unfehlbaren „Bauernregeln“, von deren Trefflichkeit wir im verflossenen September ein so glänzendes Bei-

spiel hatten. Die Bauernregel sagt nämlich vom 1. September, dem Feste des h. Aegidius, dass so wie dieser Tag, der ganze Monat und sogar der ganze Herbst sein werde. Nun hatte sich, wie wohl noch jedermann erinnerlich sein wird. dieser erste September heuer glänzend aufgeführt, der Himmel war vollkommen klar und die Sonne schien so freundlich, so warm — und trotz der Unfehlbarkeit der Bauernregel fing es gleich darauf an zu regnen, und es goss und stürmte fort und fort, was wohl jene am meisten fühlten, die sich zur Sommerfrische in Ischl, Gmunden, Aussee u. s. w. aufhielten. Ferner hiess es nach der Bauernregel, dass, weil im J. 1870 die Sonne regiere, ein heisses und trockenes Jahr kommen werde, eine Prophezie, die aber durchaus unzureichend war, da wir uns erst im November wieder trockenerer Tage erfreuten.

Diesen thatsächlichen Ereignissen gegenüber brauchten wir wohl keine weiteren jener Regeln vorzuführen, wenn nicht einige derselben doch etwas heiter klängen, wie z. B.:

„Wenn im Februar der Wind so stark weht, dass dem Ochsen die Hörner am Kopfe wackeln, so bedeutet es ein gutes Jahr.“ — Oder:

„St. Pauli klar — bringt gutes Jahr,
Gehet der Wind — folgt Krieg geschwind,
Gehet ein Nebel auf — folget ein Sterben drauf;
Wenn's regnet und schneit — giebt's schwere Zeit.“

Nun erinnere ich mich zwar nicht, ob heuer am Paulstag wirklich der Wind ging, dass es aber Krieg

gab, darf man den Zeitungen zufolge für so ziemlich sicher annehmen. Uebrigens ist die Bauernregel schon sehr alt und sehr verbreitet, dass wenn am Peter und Paulstage ein Nebel eintritt und dieser sich senkt, ein grosses Sterben unter den Armen, und wenn er aufsteigt, ein Gleiches unter den Vornehmen stattfindet. Aber trotz jener Verbreitung und jenes Alters hat man noch durchaus keine historischen Belege für die Glaubwürdigkeit dieser Bauernregel nachweisen können.

Eine andere Bauernansicht ist die, dass auch die vier Elemente das Wetter eines Tages regieren, und zwar regiert das Feuer von Morgen bis Mittag, die Luft von Mittag bis Abend, das Wasser von Abend bis Mitternacht, und die Erde von Mitternacht bis Sonnenaufgang. Erneuert sich daher der Mond zur Zeit des Feuers, so wird der Monat warm, zur Zeit des Wassers, so wird er nass u. s. f., und man kann daher nach dieser Regel das Wetter schon vier Wochen voraus mit grösster Sicherheit bestimmen! Und soll man sich darüber wundern? Hat nicht Prof. Brandes in Breslau gesagt, er könne, wenn man es von ihm verlange, das Wetter sogar aus den Hamburger Börsezetteln vorher sagen? Und als einst jemand gar zu viel von den Bauernregeln und andern Dingen bramarbasirte, meinte der witzreiche Prof. Liechtenberg, der dabei anwesend war, dass ihn das alles gar nicht sehr in Erstaunen setze, denn er habe es selbst erlebt, dass der berühmte Abbé Vogler in Göttingen auf der Orgel der Johannis-kirche das „Donnerwetter“ mit so ungemeiner Meister-

schaft und Wahrheit spielte, dass in allen Küchen und Kellern Göttingens augenblicklich die Milch sauer wurde.

Ein gewisser Anton Pilgram schrieb im J. 1788 ein Buch „über das Wahrscheinliche der Witterungskunde“ und widmete dasselbe dem Kaiser Joseph II. Er führte mit eisernem Fleiss alles nur Mögliche und Auffindbare an, er verglich und calculirte und kam endlich auf der — sage auf der 604ten Seite seines Werkes zu dem richtigen Resultat, „dass der Winter doch stets kälter sei als der Sommer.“ — Jurende in seinem „vaterländischen Pilger“ vom J. 1814, meint, dass das Wetter eine Sache sei, die sich durchaus keine Gesetze vorschreiben lasse, dass die Prophezeiungen nach dem Stand des Barometers nur eine Glaubenssache wären, wegen welcher man nicht anathematisirt werden könne, und endlich, dass das sicherste Wetterglas das Zipperlein sei — und zwar „zum Dank für die langjährige Bewirthung, die es im vorhinein erhielt“.

Alle Witterung ist local, oder nur auf gewisse Bezirke beschränkt, Reisende fahren in den Regen hinein oder aus dem Regen heraus, gewisse Berge sind als Wetterscheiden bekannt, auf deren südlicher Seite oft die Sonne scheint, während auf der nördlichen Regen herabströmt und umgekehrt; für Wien aber, in dessen Norden die mährische Hochebene, in Osten die pannonische Tiefebene und im Süden die Alpen liegen, während die Abendseite dem Hereinströmen des Westwindes vollkommen freigegeben ist, lässt sich das Wetter kaum

für zwölf Stunden, vielweniger aber für ein ganzes Jahr vorausbestimmen, und so verhält es sich mehr oder minder überall, wesshalb auch schon die Mutter des mehrfach erwähnten Simplicissimus (im J. 1667) sagt, sie sei von den Kalendern des Wetters halber so vielmal betrogen worden, dass sie närrisch sein müsste, noch mehr Geld dafür auszugeben.

Ludwig XI. von Frankreich war ein leidenschaftlicher Jäger und frug einst seinen Astrologen, ob den nächsten Tag gutes Jagdwetter sein werde. Der Astrolog ging nach seiner Warte, prüfte die Sterne und verkündete den herrlichsten Sonnenschein. Da lässt am andern Morgen der König sein ganzes Gefolge aufsitzen und sie reiten hinaus, aber schon nach einer Stunde unwölkt sich der Himmel und es giesst so heftig, dass dem König nichts übrig bleibt als in ein Bauernhaus zu flüchten. Da sprach der Bauer: Sir, Ihr wolltet jagen, ich hätt' es euch aber schon gestern sagen können, dass es heut ein Wetter gibt, von dem die Menschen schmutzig und die Schweine rein werden.“

„Und wie heisst der Mann“, rief lebhaft der König — „der dir das so genau anzeigte“? „Verzeiht, Sire“, antwortete der Bauer, „'s ist kein Mann und keines Mannes Sohn, es ist nur mein Esel. Wenn schlechtes Wetter droht, so spitzt er seine Ohren, schreitet langsam und hält sich gern längs der Zäune. Das hat er nun gestern Abends gethan und daher wusst' ich, was heute kommen würde.“ — Der König blickte ernst vor sich hin, kaufte den verständigen Esel und sandte seinen

Astrologen — auf Reisen. Dass die Thiere bessere Wetterpropheten sind als die Kalendermacher, geht schon daraus hervor, dass sie eine Witterungsveränderung nur unmittelbar vorher anzeigen. Aristophanes war, wie bekannt, ein Gegner des Sokrates, und um diesen bei den Athenern ganz besonders lächerlich zu machen, führte er ihn in dem Lustspiele „Die Wolken“ als Meteorologen auf, ein Beweis, dass die Wetterpropheten schon zur Zeit der Griechen nicht im besten Geruch waren.

Sucht man aber den eigentlichen Ursprung aller dieser kalendarischen Sonderlichkeiten auf, und verfolgt man sie durch das ganze Mittelalter hindurch, so gelangt man zuletzt zu — den Lateinern, zu Plinius, der alles blindlings aufschrieb, was man ihm vorzählte, zu Aelian, mit seinen höchst abenteuerlichen Thiergeschichten, zu Palladius, zu Julian u. s. f., denen man unbedingt nachschrieb, was sie sagten und zwar blos deshalb, weil es Latein war, geheiligtes, unantastbares Latein, vor dem noch jetzt so mancher andächtig in den Staub sinkt. Unsere Naturwissenschaften gelangten aber erst dann zur Blüthe, als man jene lateinischen Autoritäten gelassen in die Schränke der Bibliotheken stellte und sich in unmittelbarer Anschauung an die Mutter und Nährerin alles Geschaffenen, an die Natur selbst, wandte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1871

Band/Volume: [11](#)

Autor(en)/Author(s): Perger Anton Ritter von

Artikel/Article: [Ueber den Kalender-Aberglauben und Kalender-Unwesen. 317-343](#)